

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Fischer TaschenBibliothek

Alle Titel im Taschenformat finden Sie unter:
www.fischer-taschenbibliothek.de

Wie kein anderer hat sich der große Kritiker Marcel Reich-Ranicki jahrzehntelang um das Werk Thomas Manns verdient gemacht. »Thomas Mann und die Seinen« stellt die Summe dieser Beschäftigung dar und zeigt den Schriftsteller im produktiven, oft auch konfliktreichen Verhältnis zu den anderen Familienmitgliedern. Dieses Buch ist die persönliche Würdigung eines bedeutenden Werks und einer einzigartigen Schriftstellerfamilie, mit der sich Marcel Reich-Ranicki ein Leben lang auseinandergesetzt hat.

Marcel Reich-Ranicki, geboren 1920 in Polen, galt als der einflussreichste Literaturkritiker des deutschen Sprachraums. Er war langjähriger Leiter der Literaturredaktion der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung«, moderierte das »Literarische Quartett« für das ZDF und lehrte an verschiedenen Universitäten. Er erhielt zahlreiche Auszeichnungen und Ehrendoktorwürden und war Namenspatron des Lehrstuhls für deutsche Literatur der Universität Tel Aviv. Marcel Reich-Ranicki starb am 18.09.2013 in Frankfurt am Main.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

MARCEL REICH-RANICKI

**Thomas Mann
und die Seinen**

FISCHER TaschenBibliothek

»Thomas Mann und die Seinen« erschien erstmals 1987. Die aktuelle Ausgabe wurde um acht Aufsätze erweitert. »Die Liebe ist nie unnatürlich«, »Wir verlorenen Kinder Deutschlands«, »Seine letzte Liebe«, »O sink hernieder, Nacht der Liebe«, »Bin ich am Ende?« und »Glück und Unglück der Alleinreisenden« wurden aus »Sieben Wegbereiter«, veröffentlicht im Jahr 2002, übernommen, eine überarbeitete Fassung von »Der Epiker als Kritiker« und »Der noble Enthusiast« aus »Die Anwälte der Literatur«, veröffentlicht 1994, und »Die Familie des Zauberers« wurde aus dem 1999 veröffentlichten »Mein Leben« übernommen.



Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, März 2020

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung
der Deutschen Verlags-Anstalt, München
© 2005 Deutsche Verlags-Anstalt, München

Umschlaggestaltung: hißmann, heilmann, hamburg
Umschlagabbildung: Fritz Krauskopf /
Thomas Mann Archiv / Keystone Schweiz
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-596-52265-1

Inhalt

THOMAS MANN

Die Geschäfte des Großschriftstellers	11
Das Genie und seine Helfer	25
Die ungeschminkte Wahrheit.	37
Die Chronik seines Leidens.	68
Der Epiker als Kritiker.	87
Alles Deutschtum ist betroffen	113
Eine Jahrhundert erzählung: »Tonio Kröger«	129
Die Liebe ist nie unnatürlich	151
»Wir verlorenen Kinder Deutschlands«	172
Seine letzte Liebe.	192
»O sink hernieder, Nacht der Liebe«	203
»Bin ich am Ende?«	228
Glück und Unglück der Alleinreisenden	246

HEINRICH MANN

Ein Abschied nicht ohne Wehmut	262
------------------------------------------	-----

THOMAS MANN UND HEINRICH MANN

Der König und der Gegenkönig	324
----------------------------------------	-----

ERIKA MANN

Seine treue Tochter. 364

KLAUS MANN

»Mephisto«, der Roman einer Karriere 380

Schwermut und Schminke 391

GOLO MANN

Die Befreiung eines Ungeliebten 423

Der noble Enthusiast. 443

KATIA MANN, GEBORENE PRINGSHEIM

Die Erwählte 456

DIE FAMILIE MANN

Rings um den Zauberer 468

SPIEGELUNGEN

Der Ungeliebte 485

Die Stimme seines Herrn 497

Was halten Sie von Thomas Mann? 513

ANHANG

Nachweise und Anmerkungen 523

THOMAS MANN

Die Geschäfte des Großschriftstellers

Ist es schon so weit, gibt es die von manchen seit Jahren gewünschte Thomas-Mann-Renaissance? Allerlei Zeichen, die darauf hinzudeuten scheinen – von Viscontis »Tod in Venedig«-Verfilmung bis zu Benjamin Brittens neuer Oper –, kommen freilich aus dem Ausland. Aber es wäre nicht das erste Mal, daß hierzulande das erneute Interesse für einen großen deutschen Schriftsteller oder gar seine Wiederentdeckung durch Impulse ausgelöst wird, die von Paris oder Rom, London oder New York ausgehen. So war es ja, um gleich das bekannteste Beispiel anzuführen, in den fünfziger Jahren mit Kafka, so in den Sechzigern, also in einer anderen literarischen Situation, mit Hermann Hesse.

Dabei sind die Ursachen der eher außerhalb des deutschen Sprachraums bemerkbaren Hinwendung zum Werk Thomas Manns schwer auszumachen: Sie mögen zu einem Teil mit jenem zwielichtigen Phänomen zusammenhängen, das sich nicht ganz ernst nehmen und gleichwohl nicht ignorieren läßt und das man mit dem Schlagwort »Nostalgiewelle« zu bezeichnen pflegt. Was sich dahinter verbirgt, ist

vermutlich nichts anderes als, kurz gesagt, die Sehnsucht nach einer im Gegensatz zum Heutigen stehenden Welt, nach dem verlorenen Paradies, das allerdings nie ein Paradies war. Ein vollkommenes, in sich geschlossenes episches Universum, das, mit größter Liebe gezeichnet und mit schärfstem Kritizismus beglaubigt, als eine derartige Kontrastwelt aufgefaßt werden kann, haben wohl nur zwei Romanciers unseres Jahrhunderts zu bieten: Marcel Proust und eben er, Thomas Mann.

Indes kommt es weniger auf die Umstände an, die diesen Rezeptionsprozeß ausgelöst haben, als vor allem auf die Resultate, zu denen er führen kann und führen sollte. Mit anderen Worten: Es ist nicht sehr wichtig, warum Thomas Mann neuerdings wieder Mode wird – auch Zufälle können hier im Spiel sein –, wenn sich daraus nur eine intensivere Beschäftigung mit seinem Werk ergibt und dies zur Revision mancher Urteile und Vorurteile beiträgt.

Von dem Schriftsteller Gustav Aschenbach im »Tod in Venedig« (1912) heißt es, er habe »gelernt, von seinem Schreibtisch aus zu repräsentieren, seinen Ruhm zu verwalten, in einem Briefsatz, der kurz sein mußte (denn viele Ansprüche dringen auf den Erfolgreichen, den Vertrauenswürdigen ein), gütig und bedeutend zu sein«. Wenige Jahre später, 1916, schreibt Thomas Mann an Ernst Bertram, daß er das

Verhängnis Deutschlands »längst in meinem Bruder und mir symbolisiert und personifiziert sehe«.¹ Was sich damals schon unmißverständlich ankündigte, kam in der Zeit der Weimarer Republik – es ließe sich mit vielen Zitaten belegen – vollends zum Vorschein: Thomas Mann war überzeugt, den deutschen Geist im umfassendsten Sinne zu personifizieren und zusammen mit seinem eigenen Ruhm auch jenen der Nation zu verwalten.

Dieses Bewußtsein der von ihm konsequent angestrebten, bisweilen gewiß als Last empfundenen, doch viel häufiger als grandiose Auszeichnung und stolze Lebensaufgabe verstandenen Repräsentanz hat einen großen Teil seiner bisher publizierten Briefe aus den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg und erst recht nach 1933 geprägt. Ja, sogar in seiner Korrespondenz mit den nächsten Angehörigen, etwa mit dem Bruder Heinrich oder mit der Tochter Erika, scheint er die nationale und epochale Rolle, die er so virtuos zu spielen wußte, nie ganz vergessen zu können.

So fühlte sich Thomas Mann, wie er es seinem Geschöpf Gustav Aschenbach mit leiser Ironie nachgesagt hatte, verpflichtet, womöglich immer »gütig und bedeutend zu sein«. Es liegt nahe, sich darüber lustig zu machen. Aber ihm dies verübeln hieße bedauern, daß er Hunderte, wenn nicht vielleicht Tau-

sende von Briefen verfaßt hat, die zum Besten gehören, was in deutscher Sprache, jedenfalls in unserem Jahrhundert, geschrieben wurde.

Doch hatte diese Korrespondenz gleichzeitig zur Folge, was sich wohl gar nicht verhindern ließ: Indem sie stets aufs neue den Klassiker und den Olympier, den genialen Zeitgenossen und den bürgerlichen Dichterfürsten, den souveränen Repräsentanten der deutschen Nation und der europäischen Kultur ins Blickfeld rückte, suggerierte sie der Leserschaft ein überaus feierliches, ein würdevollmächtiges Thomas-Mann-Bild, dessen Umrisse, befürchte ich, längst erstarrt sind. Während man aus Kafka ein Mysterium gemacht hat, wurde aus Thomas Mann ein Monument. Während jenen die Dunkelheit gefährdet, bedroht diesen das Museale – und ich weiß nicht, was schlimmer ist. Das dringlichste Gebot scheint daher in dem einen Fall die Entmystifizierung und in dem anderen die Entmonumentalisierung. Hierbei kann ein Buch behilflich sein, das gerade im rechten Augenblick erschienen ist: Thomas Manns Briefwechsel mit seinem Verleger Bermann Fischer.²

Der erste Eindruck mag etwas enttäuschend sein: Mit den Briefen Thomas Manns an Bertram oder an Heinrich Mann oder gar mit jenen, die zwischen 1961 und 1965 von Erika Mann in drei umfangrei-

chen Bänden herausgegeben wurden, läßt sich dieses Buch kaum vergleichen. Gewiß, das vollendete stilistische Raffinement, das die früher veröffentlichte Korrespondenz in geradezu verschwenderischer Fülle offerierte, ist auch hier bemerkbar, aber doch nur gelegentlich. An Äußerungen und Reflexionen über literarische, zeitgeschichtliche und sonstige allgemeinere Fragen mangelt es nicht, nur sind sie auffallend knapp und wiederholen oft, was man schon in den Schriften Thomas Manns und auch in seinen Briefen an andere Adressaten ausführlicher und genauer gelesen hatte.

Wer Meisterwerke der Epistolographie erwartet, wird nicht auf seine Rechnung kommen. Geniales läßt sich in dieser Sammlung nicht finden – und ebendeshalb ist sie, mag es auch paradox klingen, so aufschlußreich, so wertvoll. Denn im Unterschied zu sehr vielen Briefen Thomas Manns sind die hier gedruckten weder für die Mitwelt noch für die Nachwelt bestimmt, sondern tatsächlich nur für den Verleger Bermann Fischer. Es handelt sich um gewöhnliche Geschäftsbriefe, und sie bleiben es offensichtlich auch dann, wenn Mann (meist rasch und doch nur am Rande) Persönliches einbezieht oder beschreibt. Immer will er etwas Konkretes erledigen, auch die Verweise auf Privates sollen in der Regel nur die beruflichen Vorschläge oder Wünsche unterstützen.

Da also sachliche Mitteilungen und Fragen, nachdrückliche Beanstandungen und trockene Darlegungen dominieren, da Wiederholungen sich in einer derartigen Korrespondenz von selbst verstehen und überdies vieles besprochen wird, was uns heute beim besten Willen nicht interessieren kann, erfordert die Lektüre mancher Teile des Briefwechsels einige Geduld. Aber er dokumentiert gerade die Aspekte des Porträts und der Biographie Thomas Manns, die bisher zu kurz gekommen waren: Der Alltag des professionellen Schriftstellers wird sichtbar. Dank dieser, zugegeben, überaus profanen Dimension verliert das Bild des literarischen Würdenträgers viel von seiner Klassizität, von seinem Pathos, und es gewinnt zugleich an Wahrhaftigkeit und Anschaulichkeit, an barer Menschlichkeit: Die Einschüchterung läßt nach, die Annäherung wird möglich. So zeigen die Briefe, daß derjenige, der von Robert Musil ein »Großschriftsteller« genannt wurde, zugleich eine Art Großkaufmann war, der seine mitunter komplizierten geschäftlichen Angelegenheiten nüchtern und umsichtig zu überwachen wußte: Streitbar pochte er auf sein Recht, hartnäckig überprüfte er die Abrechnungen, stets nach Fehlern und Irrtümern ausspähend. Auch die geringsten Unklarheiten riefen sein nicht immer unbegründetes Mißtrauen hervor.

Befürchtete etwa Thomas Mann, daß der Schwiegersohn und Nachfolger Samuel Fischers, der seit 1928 als Geschäftsführer des berühmten Verlages tätige Gottfried Bermann Fischer, ihn, den in den Jahren der Emigration (und natürlich auch später) prominentesten Autor des Hauses, schlechterdings übervorteilen wollte? Aber sicher. In einem 1954 an Bermann Fischer gerichteten Brief sagte er ohne Umschweife, daß er »die psychologische Mischung von wahrer Anhänglichkeit und der Neigung, mich übers Ohr zu hauen, bei einem Geschäftsmann jetzt wohl für möglich halte«. Damit aber hatte der Neunundsiebzigjährige nur ausgesprochen, was seiner Korrespondenz oft genug zu entnehmen war: »Von Geld ist allzu wenig zwischen uns die Rede ...« – warnte er seinen Verleger 1938. Und: »Ich kann nur wiederholen, was ich schon in meinen Briefen aus Californien andeutete: daß es schön wäre, wenn Sie auch an meine geschäftlichen Interessen etwas dächten und auf diese Dinge von sich aus zu sprechen kämen, statt mir die Rolle des Fordernden und Drängelnden zu überlassen.«

Unwillig und verärgert äußerte er sich 1946 »über die Unbegreiflichkeiten, die alles Vertrauen erschütternde Unordnung und Unstimmigkeit in unseren geschäftlichen Beziehungen«. Er habe »sich in guten, unbedingt zuverlässigen Händen« geglaubt und sehe

nun, »daß dies nicht der Fall ist«. Als ihm die Herabsetzung des Honorars für eine Auslandsausgabe »eine einseitige Maßnahme Ihrerseits« schien, fragte er ganz ungeniert: »Haben Sie einen Zustimmungsbrief von mir bei Ihren Akten? Dann möchte ich ihn sehen, denn ich bin einfach mißtrauisch geworden gegen die geschäftliche Behandlung, die Sie mir angedeihen lassen.«

Mit zunehmendem Alter wurde Thomas Mann in seinen finanziellen Angelegenheiten weder nachlässiger noch nachsichtiger. 1950 teilte er Bermann Fischer sehr direkt mit, daß er ihm nicht mehr über den Weg traue: »Ich hatte noch keine Möglichkeit festzustellen, ob Ihre Angabe auf Wahrheit beruht, daß diese schweizerischen Lizenzausgaben den Transfer meiner deutschen Honorare gefährden würden.«

Die Ausführlichkeit vieler dieser Briefe macht zumindest wahrscheinlich, daß ihm die Kontrolle der Abrechnungen und die Erledigung anderer geschäftlicher Fragen auch Spaß bereitete und daß es ihm oft eine wahre Genugtuung war, dem Verlag Unregelmäßigkeiten und Fehler nachzuweisen. Freilich gab es überdies einen anderen Grund, der ihn offenbar zwang, sich darum zu kümmern: »In einem langen, arbeitsreichen und ja auch erfolgreichen Leben« – klagte er 1953 – »ist es mir kaum gelungen, finanzia-

elle Reserven für mich und die Meinen anzulegen ...«

Noch in seinem letzten Lebensjahr schrieb und diktierte Thomas Mann lange Briefe mit allerlei Vorwürfen und Beanstandungen, die sich nicht immer als berechtigt erwiesen. Im August 1954 beispielsweise mußte er zurückstecken: »Man ist heutzutage, bei diesem gequälten Leben zwischen den Stühlen, manchmal nicht recht Herr seiner Nerven.« Und: »Tragen Sie mir ein überschärftes Wort nicht nach! Meine polemische Ader spielt mir manchmal einen Streich.« Damit eben hängt zu einem nicht geringen Teil die Attraktivität der Korrespondenz mit Bermann Fischer zusammen: Weil Thomas Mann angesichts des Geschäftlichen seine Fassung nicht unbedingt bewahren wollte, weil ihm, dessen Selbstdisziplin schon fast unheimlich war, hier seine polemische Ader zuweilen einen Streich spielen durfte, läßt sich diesen Briefen nachrühmen, was bei ihm Seltenheitswert hat: Spontaneität.

Freilich mag die Gereiztheit, die sich im Verhältnis Thomas Manns zu seinem Verleger doch oft und heftig bemerkbar machte, besondere Gründe haben. Bermann Fischer war es ja, der im Juli 1933 den damals in der Schweiz lebenden Thomas Mann zur Rückkehr nach Deutschland aufgefordert hatte: »Da nichts gegen Sie vorliegt, ... setzten Sie die Regie-

rung gewissermaßen erst ins Recht, wenn Sie fernbleiben. Denn Sie bieten ihr durch Ihr Fernbleiben die Handhabe zu Maßnahmen gegen Sie, da man hier daraus schließen wird, daß Sie sich endgültig gegen Deutschland entschieden haben ... Aus der Emigrantenatmosphäre lassen sich die Dinge nicht richtig beurteilen ... Wir stehen Ihnen ganz zur Verfügung, würden Sie gern an der Grenze erwarten ... Überlegen Sie nicht lange. Man steht allen diesen Dingen hier viel ruhiger gegenüber, als man es je im Ausland kann.«